

Zeitschrift: Spitex Magazin : die Fachzeitschrift des Spitex Verbandes Schweiz
Herausgeber: Spitex Verband Schweiz
Band: - (2015)
Heft: 4

Artikel: Wenn pflegende Angehörige minderjährig sind
Autor: King, Sarah
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-822992>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wenn pflegende Angehörige

Zwei bis vier Prozent der pflegenden Angehörigen sind unter 18 Jahre alt. Sie übernehmen Pflege- und Haushaltsaufgaben und unterstützen den erkrankten Elternteil emotional. Ihre eigenen Gefühle stellen sie dabei nicht selten zurück – bisweilen so sehr, dass ihr eigenes Leiden unsichtbar wird.



«Manchmal bin ich wütend auf die Krankheit.»

Silvia Ketterers Körper versteift sich, ihr Kreislauf bricht zusammen, die Ambulanz trifft ein, sie wird reanimiert. Die vierjährige Sarah sieht zu, wie die Sanitäter ihre Mutter auf einer Bahre davontragen. Das Kind verharrt zunächst still, dann beginnt es zu stottern.

Das war vor fünf Jahren. Heute stottert Sarah nicht mehr. Sie redet – darüber, was es bedeutet, eine kranke Mutter zu haben: «Ein bisschen verloren in dieser Welt» fühle sie sich, wenn die Mutter im Spital sei. «Der Papi macht etwas anders als das Mami. Das ist keine Beleidigung, aber ich muss mich daran gewöhnen.» Sie stockt kurz. «Manchmal bin ich wütend auf die Krankheit.»

Unsichtbare Schübe und Helfer

Die Krankheit heisst Rheumatoide Arthritis. Seit dem 25. Lebensjahr leidet Sylvia Ketterer an dieser Autoimmunerkrankung, die ihre Gelenke zerstört. Die Schübe kommen unangekündigt, mal schwächer, mal so heftig, dass die 47-Jährige notfallmässig ins Spital muss. Aussicht auf Heilung besteht keine. Silvia Ketterer ist chronisch krank. «Das stösst auf viel Unverständnis», sagt ihr Mann, Hansjörg Ketterer. «Die Leute sehen Silvia im Dorf herumgehen, sie sehen sie im Auto herumfahren. Den Schub aber sieht man nicht, weil sie dann im Spital ist. Ab diesem Moment übernimmt Sarah.»

Sarah geht ans Telefon, wenn die Mutter wegen einer Kehlkopfentzündung nicht sprechen kann. Sarah kocht Mittagessen («am liebsten Rührei, Spiegelei und Pancake») und kauft ein. Zusammen mit dem Vater managt sie den Haushalt. «Ich sage ihm, wie man die Waschmaschine einstellt», sagt Sarah, «40 oder 60 Grad.» Und wenn der Vater im Ausland ist, was berufshalber oft vorkommt, verbringt sie die Zeit mit der Grossmutter. «Ihr zeige ich, wie der Herd funktioniert.» Möglich, dass die Grossmutter weiss, wie der Herd funktioniert. Möglich, dass Sarah es ihr trotzdem zeigen möchte, weil das für ein neunjähriges Mädchen eine Möglichkeit

minderjährig sind

ist, die Mutter emotional zu unterstützen. Damit ist Sarah nicht alleine.

Jeder Zweite wird pflegender Angehöriger

Studien aus Grossbritannien zeigen, dass zwei bis vier Prozent der unter 18-jährigen Kinder zu Hause eine unterstützende Rolle einnehmen. In der Schweiz dürften es ähnlich viele sein, sagt Agnes Leu von «Careum Forschung», dem Forschungsinstitut der Kalaidos FHS, Departement Gesundheit. Etwa 100 000 Kinder und Jugendliche pflegen hierzulande ihre erkrankten Angehörigen. «Der Druck auf die Angehörigen nimmt zu.» Gründe dafür sieht die Rechtswissenschaftlerin unter anderem in den Veränderungen im Gesundheitswesen. «Wir haben eine neue Pflegefinanzierung, einen Personalmangel in der Pflege, und mit der Einführung des Fallpauschalensystems werden Patienten schneller entlassen. Erfolgt nicht lückenlos eine ambulante Betreuung, übernehmen die Angehörigen die Pflege. Das trifft im Verlauf des Lebens jeden Zweiten. Betroffen sind Erwachsene, aber auch Kinder und Jugendliche.»

Eine Frage, die in diesem Zusammenhang unweigerlich auftaucht, ist eine rechtliche: Darf man ein Kind seine Eltern pflegen lassen? Die Frage beschäftigt sowohl Fachleute als auch die Eltern. Eine einheitliche Antwort gibt es nicht. Hansjörg Ketterer möchte seine Tochter nicht aus der Pflege ausschliessen. «Mit ihrer Unterstützung versucht sie, das Umfeld für Silvia einfacher zu gestalten.» Sarah müsse aber im Falle eines akuten Schubs keine Notfallmedikamente verabreichen, sie müsse auch die Wohnung nicht putzen oder ihre Mutter waschen. Bei der Körperpflege hat die Unterstützung ihre Grenzen – da sind sich die Erwachsenen einig. «Fragt man Kinder, was sie nicht gerne machen, nennen sie durchwegs die Intimpflege», weiss Agnes Leu. «Die Spitex ist in diesem Fall eine Ansprechpartnerin. Sie übernimmt die gesamte Bezugspflege.»

Kinder, die schweigen

Auch wenn die Spitex hilft – die Doppelbelastung für das Kind bleibt. «Schulen, Schulsozialarbeiter und Schulpsychologen müssen sensibilisiert werden für das Thema, denn die Schule, so ist Agnes Leu überzeugt, ist der Ort, wo man Kinder als Erstes auffangen kann, bevor sie wegen der Belastung selbst krank werden.» Die Schule kann aber auch einen zusätzlichen Stressfaktor darstellen. Nicht selten schweigen pflegende Kinder über ihre Situation zu Hause und stossen auf Unverständnis bei den Lehrpersonen, wenn sie müde sind oder die Hausaufgaben nicht gemacht haben. Sie werden auch leichter Opfer von Mobbing (siehe Interview).

Sarah schwieg. Und sie litt. Woran genau, das sagt sie nicht. Auf einem Zettel hat sie sich notiert, was sie sagen möchte. Sie rückt ihre Brille zurecht und liest vor, dass es «in der Schule nicht mehr so gut ging.» Seit sie die Klasse gewechselt habe, sei es besser, «weil auch die Lehrerin unterstützt.» Später wird sie verraten, dass sie mit ihren Freunden immer noch nicht über die kranke Mutter redet. Sie wird sich unmerklich aufrichten, wenn sie von ihrer Kollegin aus der fünften Klasse erzählt. «Ich kenne sie seit der Waldspielgruppe. Sie ist wie eine Halbschwester für mich. Sie weiss es.»

Dass sie mit jemandem über die Situation zu Hause reden kann, ist wichtig. Denn nicht so sehr die Unterstützungsrolle als solche setzt ihr zu, sondern die psychische Belastung: die Frage, was sie machen kann, wenn es der Mutter schlecht geht, der Druck und die Unsicherheit. «Manchmal habe ich ein bisschen Angst, dass das Mami nach der Nachmittagsschule nicht mehr daheim ist.» Was sie dann tun würde? «Unter dem Teppich schauen, ob dort ein Schlüssel ist. Wenn sie einen Schlüssel hingelegt hat, rufe ich sie an.»

Das Leben nicht aufschieben

Ohne Unterstützung ginge es nicht. Davon ist Sarahs Vater überzeugt. Die Familie Ketterer hat inzwischen ein si-

«Das Schönste ist:

Wir sind eine Familie.»

cheres Netz aufgebaut in ihrem Wohnort Embrach. Sarah hat einen Platz am Mittagstisch bei einer befreundeten Familie und die Telefonnummern aller Leute, die sie im Notfall anrufen kann. Unterstützung von ärztlicher Seite und vom Freundeskreis ist gewährt. Mit dieser Stütze gelingt es Ketterers, die positiven Seiten der chronischen Erkrankung zu sehen: «Das Schönste ist: Wir sind eine Familie. Wir gingen viel reisen zusammen. Dank der Krankheit hatten wir das Motto: Wir leben jetzt! Wir wollen nicht bis 65 warten, bis wir uns etwas gönnen. Die Situation wird dann eine andere sein.»

Und Sarah? Wenn es ihrer Mutter gut geht, dann unterscheidet sie sich für einen Moment kaum von anderen Kindern. Sie geniesst die Grillabende in den jährlichen Ferien in Florida, gesteht dem Papi zu, dass er besser grilliert als sie, und weigert sich, abends ins Bett zu gehen. Ausserdem kostet sie die Grosi-Regeln aus, wenn die Mutter im Spital ist: «Beim Grosi darf ich am Samstag so lange aufbleiben, wie ich will.» Sarah drückt ihr Stofftier an den Bauch. Sie streicht sich über die nackte Haut ihrer Oberarme. Nein, ihr sei nicht kalt. «Es geht mir gut.»

Sarah King

«Kind, du musst früher ins Bett!»

Sonderpädagoge Steffen Kaiser sieht die Schule als geeigneten Ort, um pflegende Kinder zu identifizieren und individuell zu unterstützen. Doch oft fehle dieses Bewusstsein im Gesundheits- und Bildungswesen, erklärt Steffen Kaiser im Interview.

Spitex Magazin: Steffen Kaiser, in Ihrer Forschung setzen Sie sich mit der schulischen Situation pflegender Kinder und Jugendlicher auseinander. Was hat Sie im Verlauf Ihrer Recherchen am meisten überrascht?

Steffen Kaiser: Die Unsichtbarkeit. Ursprünglich untersuchte ich das Phänomen Schulabsentismus. Man kennt Schulschwänzer, die eigensinnig handeln, und Ängstliche, die aus Furcht vor Mitschülern oder schulischem Druck zu Hause bleiben. Dann gibt es Kinder, die der Schule fern bleiben, weil sie ihre kranken Eltern unterstützen. Mit diesen beschäftigt sich niemand. Ich habe einen Schulsozialarbeiter interviewt, der sagte: «In Deutschland muss kein Kind seine Mutter pflegen.» Das macht deutlich, wie wenig die Schulen sensibilisiert sind für dieses Thema. Das Problem ist: Viele Kinder erzählen nichts von sich aus. Können sie sich wegen ihrer Sorgen oder wegen Müdigkeit nicht

konzentrieren, heisst es: «Kind, du musst früher ins Bett.» Wüsste die Lehrperson um die Familienproblematik, würde sich auch ihr Auftrag ändern.

Haben pflegende Kinder Schwierigkeiten in der Schule?

Etwa ein Viertel der pflegenden Kinder hat massive schulische Probleme. Typisch ist, dass sie sich zurückziehen, nicht selten werden sie auch gemobbt. Sie sind ein leichtes Opfer, etwa wenn ihre Familie beleidigt wird. Wieder andere sind zu Hause angepasst und werden dann in der Schule selbst zu «Tätern» – sie suchen nach einem Ventil, das ihrer altersgerechten Entwicklung entspricht. Der Grossteil aber schafft es, Pflege und Schule unter einen Hut zu bringen. Viele Kinder strengen sich auch an, um nicht aufzufallen. So verhindern sie, dass Lehrkräfte mit den Eltern reden müssen und von der Situation zu Hause erfahren.

«Etwa ein Viertel der pflegenden Kinder hat massive schulische Probleme.»